



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

die Frage der deutsche Einheit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Lande hatte er gegenüber Frankreich die gleiche Gesinnung gefunden, gemischt aus Furcht und Haß. Er zögert nicht, Frankreich die Schuld daran zu geben. „Wie könnte es anders sein?“ ruft er aus. „Es ist eine der verhängnisvollsten Folgen, die für Frankreich aus dem ersten Kaiserreich hervorgegangen sind . . . A u s u n s e r n n a t ü r l i c h e n B u n d e s g e n o s s e n h a b e n w i r u n s e r e s c h l i m m s t e n F e i n d e g e m a c h t.“

Es hätte nicht so zu sein brauchen. Als Tocqueville sein resigniertes Urteil niederschrieb, waren seit dem Sturze Napoleons und der Befreiung Deutschlands vierzig Jahre verflossen. Die Zeit hätte genügt, die Wunden vernarben zu lassen, wenn nicht die ungescheut verkündigten französischen Ansprüche sie immer aufs neue aufgerissen, ja eigentlich dauernd offen gehalten hätten. So waren die Aussichten auf Aussöhnung, friedliches Nebeneinander und schließliche Verbindung der beiden Nachbarvölker in einem Menschenalter, einer Periode des Friedens, wie sie so lang seit drei Jahrhunderten nicht dagewesen war, nicht gestiegen, sondern gesunken, als seit Mitte des Jahrhunderts das Problem eine neue Seite erhielt, die seine Lösung aufs äußerste erschwerte: die Frage der deutschen Einheit.

Sie war bisher keine Frage der praktischen Politik gewesen. Akademische Erörterungen, die ihr in der Literatur gewidmet wurden, hatten den Staatsmännern keinen Anlaß gegeben, sich ernsthaft mit ihr zu beschäftigen. Den Wunsch weiter Kreise nach staatlicher Einigung der Nation hatten die Regierungen ignoriert, weil keiner der deutschen Staaten daran dachte, ihn sich zu eigen zu machen. Soweit sie sich mit einer Reform des Bundes überhaupt beschäftigten, waren ihre Erwägungen eher darauf gerichtet, wie man einer wirklichen Einheit aus dem Wege gehen könne. Darum hatte auch das Ausland dieser Frage keine Aufmerksamkeit geschenkt. In Frankreich hatte wohl hie und da eine einzelne Stimme auf die kommende deutsche Einheit hingewiesen. Wir hörten, wie schon der Zollverein eine leise Unruhe hervorrief, die aber rasch beschwichtigt wurde. Ein Kenner Deutschlands wie

Quinet konnte wohl mit prophetischem Wort auf den preußischen Staatsmann der deutschen Zukunft hindeuten — man achtete nicht darauf. Die Berufung des Vereinigten Landtags in Preußen (1847) flößte dem Minister Guizot wohl einige Besorgnis ein, ob der Übergang dieses Staates zu modernen Verfassungsformen nicht der Anfang zur Einigung Deutschlands unter preußischer Führung werden könnte. Aber auch er ließ sich beruhigen.

Da brach in der Revolution des Jahres 1848 mit einem Schläge der Gedanke der deutschen Einheit als stürmische Forderung der Nation hervor. War man nun damals in Paris wirklich so sehr von weltbürgerlichen Ideen beherrscht, daß man mit Bewußtsein geschehen ließ, was sich jenseits der Ostgrenze vorzubereiten schien? Oder war man scharfblickend genug, die Vergeblichkeit der Bestrebungen zu erkennen, die von der Frankfurter Paulskirche ausgingen? In jedem Fall war Frankreich mit sich selbst so sehr beschäftigt, daß ihm die Möglichkeit gefehlt hätte, in Deutschland einzugreifen, auch wenn es wollte.

Der revolutionäre Versuch der Reichsgründung scheiterte, aber die Frage kam darum nicht zur Ruhe. Sie blieb auf der Tagesordnung, sie hielt nicht nur die deutschen Regierungen in Atem. Neben der orientalischen, polnischen, italienischen gab es jetzt eine deutsche Frage, mit der man sich andauernd beschäftigen mußte. Frankreich am wenigsten konnte ihr gleichgültig zusehen. Unter der Diktatur Napoleons III. innerlich aufs neue geordnet und gefestigt, militärisch gestärkt, mußte es sich die Frage ernstlich vorlegen, die in der Aufregung des Revolutionsjahres überhört worden war, ob es die Einigung Deutschlands geschehen lassen oder verhindern sollte, ob und unter welchen Bedingungen es sie ertragen konnte. Seit zwei Jahrhunderten hatte die Schwäche Deutschlands als unantastbarer Grundsatz französischer Politik und geradezu als eigenes Lebensbedürfnis gegolten. Konnte, durfte man es jetzt anders ansehen? Seit einem Jahrhundert war einer der stärksten Trümpfe im Spiel der französischen Diplomatie der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich.

Daß die beiden Mächte nach 1815 Hand in Hand gegangen waren, hatte eine empfindliche Schwächung Frankreichs bedeutet. Dann hatte das Jahr 1848 ihre alte Gegnerschaft so stark wie je wieder geweckt, die folgenden Jahre ließen sie nicht mehr einschlafen. Mit voller Klarheit war es hervorgetreten, daß die deutsche Einheit gleichbedeutend war mit der Beseitigung des Dualismus, der Ausgleichung des Gegensatzes zwischen den deutschen Großmächten in der einen oder andern Form. Konnte Frankreich das dulden, durfte es sich eine seiner stärksten Karten rauben lassen? Dahinter aber stand noch ein argwöhnischer Gedanke: d a s E l s a ß. Daß die Wiedergewinnung dieses Landes, schon im 18. Jahrhundert gelegentlich von deutschen Regierungen ernsthaft ins Auge gefaßt, bei den Friedensverhandlungen von 1814/15 eine Rolle gespielt hatte, war in Paris nicht vergessen; daß sie die Forderung der deutschen Patrioten gewesen und noch 1848 hier und da, wiewohl selten, zur Sprache gekommen war, wußte man auch. Wenn nun Deutschland ein geeintes Reich, nicht mehr ein lockerer, zum Angriff unfähiger Bund war, mußte man da nicht fürchten, daß es eines Tages seinen Anspruch auf das Elsaß mit den Waffen geltend machen werde? Mancher, der sonst vielleicht bereit gewesen wäre, mit den Tatsachen sich abzufinden, wurde durch die Erinnerung an den Raub Ludwigs XIV. zurückgeschreckt. Das schlechte Gewissen wegen des Elsaß ließ Frankreich im Gedanken an Deutschland nicht ruhig schlafen.